

See discussions, stats, and author profiles for this publication at: <https://www.researchgate.net/publication/37934267>

Wie kommt es zum Wirtschaften oder was sind Zins und Geld?

Article · January 2000

Source: OAI

CITATIONS

0

READS

46

1 author:



Gunnar Heinsohn
Universität Bremen

185 PUBLICATIONS 182 CITATIONS

[SEE PROFILE](#)

Some of the authors of this publication are also working on these related projects:



JERUSALEM ROME, AND A STRATIGRAPHIC SOLUTION FOR THE ENIGMAS OF THE FIRST MLENIUMBC [Viewproject](#)

«Was ist **richtiges** und **gutes** Management?» www.mom.ch

«Wie kommt es zum Wirtschaften ...»

- Was sind Zins und Geld?
- Was an den Wirtschaftstheorien falsch ist
- Welche Bedeutung das Eigentum hat

Stichwort:
Wirtschaft



«Total **Quality** Management ist wichtig,
aber Total **Management** Quality ist
zehnmal so wichtig.»

Inhalt

Vorwort 83

**Gunnar Heinsohn:
Wie kommt es zum Wirtschaften
oder was sind Zins und Geld?** 84

1. Ankündigungstext 84

2. Begrüßung 85

3. Die allgemein akzeptierten, deshalb
aber nicht auch schon richtigen
Antworten auf die Frage:
Woher kommen Geld und Zins? 85

4. Die Blindheit der bekannten Wirtschafts-
theorien gegenüber dem Eigentum als
dem Humus des Geldes 88

5. Die erneute und wiederum vergebliche
Frage nach dem Verlust des Gläubigers,
für den der Geldborger Zins zahlen muß 92

6. Eigentumsprämie, Zins und Geld 95

Stichwortverzeichnis 103

Hinweise des Herausgebers

Vorwort

Die ersten fünf Ausgaben des laufenden Jahres waren praxisorientiert und auf unmittelbare Umsetzung ausgerichtet. Aus den vielen positiven Leserbriefen und -mails darf ich entnehmen, dass das so angekommen ist.

Die Juni-Ausgabe widme ich einem scheinbar theoretischen Thema, nämlich der Frage nach der Erklärung des Wirtschaftens selbst. Und weil andere das besser können als ich selbst, lasse ich einen Gastautor zu Wort kommen, der schon mehrfach in M.o.M. geschrieben hat. Prof. Gunnar Heinsohn hat zusammen mit seinem Kollegen Otto Steiger eine ganz neue Wirtschaftstheorie entwickelt. Nach Vorarbeiten, die in die 80er Jahre zurückreichen, haben sie ihre Auffassung 1996 zum ersten Mal geschlossen in ihrem Buch «Eigentum, Zins und Geld – Ungelöste Rätsel der Wirtschaftswissenschaft» vorgelegt. Ich habe das Buch damals in M.o.M. empfohlen. 1998 habe ich die beiden Autoren zu einem Symposium eingeladen, wo sie ihre Theorie einem grösseren Laienpublikum vorstellen konnten. Daraus ist die Idee entstanden, eine leicht verständliche, schriftliche Kurzfassung zu machen, an der Gunnar Heinsohn gearbeitet hat, und die ich den Lesern heute vorstellen kann.

Man kann mit Recht fragen, ob der Fisch etwas von Hydrodynamik verstehen muss, um ein guter Fisch zu sein, und kann es mit guten Gründen verneinen. Ob man ein guter Unternehmer oder Manager sein kann, ohne die Wirtschaft zu verstehen, halte ich für zweifelhaft. Das scheinbar theoretische Thema dieser Ausgabe ist von eminenter praktischer Bedeutung, gerade weil sich die Welt und die Weltwirtschaft in so fundamentaler Weise umgestalten – ein Prozess, der gerade richtig begonnen hat, und noch Jahre dauern wird.

Wer im Juni nicht dazukommt, dieses Thema aufzuarbeiten, sollte es als Ferienlektüre bereitlegen. Es lohnt sich. Die nächsten Ausgaben werden wieder sehr direkt praxisbezogen sein.

St. Gallen, im Juni 2000

Mit freundlichen Grüßen



Prof. Dr. F. Malik



Gunnar Heinsohn

Wie kommt es zum Wirtschaften oder was sind Zins und Geld?¹

(korrigierter Mitschnitt des frei gehaltenen Vortrags auf dem «Internationalen Symposium der Aktion MitArbeit über Zeit oder Geld? Laboratorium 98 zur Zukunft der Arbeit, Kloster St. Gerold, Vorarlberg, 1.–2. Mai 1998)

1. Ankündigungstext

Geld ist zur Erleichterung des Tausches von Schweinen gegen Esel erfunden worden – zur Verringerung der bei solchem Marktgeschehen anfallenden Transaktionskosten. Das zumindest behauptet die Wirtschaftswissenschaft einschließlich all ihrer Nobelpreisträger. Nach den Befunden der Geldhistoriker jedoch stimmt das nicht. Und gerade die interessanten Köpfe unter den Wirtschaftstheoretikern verschließen sich diesem Befund keineswegs. Beide Forschergruppen müssen allerdings einräumen, daß auch sie nicht verstehen können, wie das Geld entstanden ist und was es ist. Der Vortrag soll deshalb durchsichtig machen, woher das Geld kommt. Nachgezeichnet wird dafür der Übergang von gesellschaftlichen Situationen, in denen Geld und Zins fehlen, zu der eigentumsgeprägten Struktur, in der diese beiden Hauptgrößen des Wirtschaftens umgehend – und gemeinsam – geschaffen werden.

¹ Zur gesamten Argumentation heranzuziehen sind: **(i)** G. Heinsohn, *Privateigentum, Patriarchat, Geldwirtschaft: Eine sozialtheoretische Rekonstruktion zur Antike* (1982), Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1984; **(ii)** G. Heinsohn/O. Steiger, *Eigentum, Zins und Geld: Ungelöste Rätsel der Wirtschaftswissenschaft*, Reinbek. Rowohlt, 1996; **(iii)** G. Heinsohn/O. Steiger, «The Property Theory of Interest and Money», in J. Smithin, Hg., *What is Money?*, London: Routledge, 1999. Das 1999 öffnende **Geldmuseum der Deutschen Bundesbank** konfrontiert die in vorstehenden Texten entwickelte Eigentumserklärung des Geldes mit der Tauschtheorie [Aristoteles/A. Smith], der Opfertheorie [B. Laum] und der Kontraktheorie [J.M. Keynes] des Geldes (vgl. dazu auch **(iv)** G. Heinsohn/O. Steiger, *Kontroversen der Geldentstehung: Streit um die Anfänge des Geldes*, als Nr. 11 der *IKSF [Institut für Konjunktur- und Strukturforschung]-Discussion Paper*, Universität Bremen, 1997).

Als nach der Erosion der kommunistischen Staaten am Ende der 80er Jahre von neuem Gesellschaften mit wirklichem Geld zu etablieren waren, hat sich sein Unverständnis bitter gerächt. Auch die Gründe für diese Krisen sollten durch den Vortrag besser verständlich werden.

2. Begrüßung

Einen schönen guten Tag, meine Damen und Herren. Wie kommt es zum Wirtschaften? – dies ist das Thema meines Vortrags. Die Kernfrage der bekannteren Theorien über das Wirtschaften richtet sich auf den Verlust, der durch Zins ausgeglichen werden muß. Nur dort, wo Zinsforderungen erfüllt werden müssen, wirtschaftet man und nur dort ist Dynamik. Alles andere ist lediglich Produktion. Das haben wir an der DDR gut studieren können. Als dort noch Eigentum und Zins galten, also bis zum Jahre 1948, lag ihre Wirtschaftsleistung – wenn man die westdeutsche pro Kopf für dasselbe Jahr auf 100 setzt – mit 105% knapp darüber. 1988 – also nach 40 Jahren ohne Zinsdruck – war man auf etwa 20% der westdeutschen Leistung abgestürzt. Die Dynamik war in dem Moment weg, in dem das Eigentum abgeschafft war. Und eben dieses Eigentum hielten die Marxisten gerade nicht für den Antrieb, sondern für die Fessel der Produktivkräfte. Niemals hat es einen folgenreicheren Denkfehler gegeben. Da wir den doch nicht wiederholen dürfen, können wir diesen Vortrag ebenso gut unter die Fragen stellen: Was ist Geld und warum gibt es Zins?

3. Die allgemein akzeptierten, deshalb aber nicht auch schon richtigen Antworten auf die Frage: Woher kommen Geld und Zins?

Auf die Frage zum Geld kennen Sie wahrscheinlich alle eine Antwort, für die Sie sich auch keineswegs schämen müssen, da sämtliche 40 Empfänger der Nobelpreise für Ökonomie ganz wie Sie denken. Also, wie heißt es so schön? «Geld ist ein Mittel, um den Tausch von Schweinen gegen Esel zu erleichtern.» Wenn da zwei zusammenkommen, der eine mit den Schweinen und der andere mit den Eseln, dann wissen sie nicht recht – so sagt

diese Lehre – wie die guten Tiere in ein gerechtes Verhältnis zu setzen sind. Aus ununterbrochen drängenden Tauschnöten heraus sei dann irgendwann ein – bis heute unbekanntes – Genie auf die Idee gekommen, ein Mittel zu erfinden, das beide unterschiedlichen Güter miteinander vergleichbar macht, indem nun beide durch ein drittes Gut – etwa Kupfer oder Gold – gemessen werden. Ab diesem Zeitpunkt geht dann der Schweinehalter, der einen Esel braucht, nicht mehr mit einem Schwein auf den Eselsmarkt, sondern eben mit diesem Mittel der Tauscherleichterung. – Standardgut heißt dieses Geld im Fachjargon. Geld ist mithin – so haben wir es brav gelernt – ein Mittel zur Erleichterung des Tausches, oder, wenn Sie es gespreizter haben wollen: Es soll Transaktionskosten verringern.

Warum gibt es nun Zins? Auch darauf haben Sie alle eine Antwort parat. Wo er anfällt, geht es nicht um den Tausch von Schweinen gegen Esel hier und jetzt, sondern um das Tauschen von ein und demselben Gut über eine Zeitspanne hinweg. Ich gebe dir also heute meine Kuh und du gibst mir die Kuh in einem Jahr zurück. Man nennt das im Fachjargon einen *inter-temporalen* Tausch, also einen über die Zeit laufenden Tausch. Weil aber ich, der ich dir die Kuh geliehen habe, jetzt 12 Monate keinen Nutzen von meinem Tier habe, da ich die Milch nicht konsumieren kann, erleide ich einen Konsumverzicht. Diese 12 Monate nun, die ich Konsumverzicht erleide, mußt Du, der Du Dir meine Kuh geliehen hast, ausgleichen – und zwar durch Zins. Damit haben wir in Kürze die gängigen Erklärungen von Geld und Zins noch einmal in Erinnerung gerufen.

In Wirklichkeit ist aber nie recht verstanden worden, wie eigentlich das Schwein oder der Esel in Geld eingekleidet worden ist. Weil man jedoch über diesen großartigen Schritt des Menschengeschlechts genau Bescheid wissen wollte, haben spezielle Forschergruppen – wie Völkerkundler oder Historiker – mit der Tauschidee der Ökonomen im Kopf in die Vergangenheit und auch in die Gegenwart geschaut. Man hat dabei Hunderte von alten und sogenannten primitiven Gesellschaften kennengelernt. Es sind darüber Tausende von Berichten geschrieben worden. Aber niemals ist auch nur ein einziger Bericht aufgetaucht, aus dem direkt hervorgeht, wie Leute, z.B. Schweine- und Eselbesitzer, aus ihrer Tauschnot heraus zum Geld gefunden haben. Tausende von Gelehrten mit Zigmillionen an Forschungsmitteln sind immer wieder daran gescheitert, auch nur ein einziges Mal

den Übergang vom Tausch Gut gegen Gut zum Tausch Gut gegen Geld zu beobachten. Man hatte in den letzten 500 Jahren gesucht, in denen Europäer die Welt entdeckten und eroberten. Man hat überdies die Berichte aus der Antike hinzu genommen und seinen Horizont noch 2000 bis 4000 Jahre in die Vergangenheit verschoben. Auch Hesiod, Herodot oder Aristoteles schrieben schließlich schon über Geld. Aristoteles behauptete zwar, daß Geld zur Erleichterung des Schweine-Esel-Tausches erfunden worden ist. Aber unter all den Berichten von Schriftstellern des griechischen und römischen Altertums ist nicht ein einziger, der uns genauere Aufschlüsse darüber geben kann, wie man tatsächlich vom Tauschen ohne Geld zum Tauschen mit Geld gefunden hat: «Reiner Gütertausch – im strengen Sinne eines geldlosen Markttauses – ist in Gesellschaften aus Vergangenheit und Gegenwart, über die wir zuverlässige Informationen besitzen, niemals ein quantitativ nennenswertes oder gar beherrschendes Muster für ökonomische Transaktionen gewesen. / Geldloser Markttausch stellte keine evolutionäre Stufe [...] vor dem Beginn eines geldvermittelten Markttauses dar.»²

Die Wirtschaftstheoretiker wissen um diese Verlegenheit und da sie ihnen unangenehm ist, schieben sie das Ganze in die Klasse für Wirtschaftsgeschichte, mit der die reine Wirtschaftstheorie eigentlich gar nichts zu schaffen habe.

Nun ahnen Sie schon, daß man eine ähnliche Suche auch nach der Zinsentstehung angestellt hat. Noch einmal: «Wenn ich Dir meine Kuh gebe und sie daher 12 Monate lang nicht melken kann, weil Du sie melkst, dann erleide ich einen Konsumverzicht, wofür Du mir Zins geben mußt.» Wiederum dieselbe Prozedur. Hunderte von Gesellschaften wurden durchstreift. Dasselbe deprimierende Ergebnis. Niemals hat man feststellen können, daß in diesen primitiven Gesellschaften jemand auf den Gedanken gekommen wäre, vom Stammesgenossen, dem man die Kuh geliehen hat, Zins zu verlangen. Das hat man nirgends gefunden: «Bemerkenswert ist, daß hier wie dort weniger Gewicht auf Zins und Zinshöhe gelegt wird. Das Interesse konzentriert sich auf das geliehene [Vieh-] Kapital.»³. Auch um die Ver-

² G. B. Dalton, «Barter», *Journal of Economic Issues*, Band 16, 1982, S. 181–190 / 185/188.

³ B. Laum, *Viehleihe und Viehkapital in den asiatisch-afrikanischen Hirtenkulturen*, Tübingen: J.C.B. Mohr, 1965, S. 60.

legenheiten der Zinsforschung wissen die Wirtschaftstheoretiker. Darum haben sie sich ebenfalls nicht weiter gekümmert.

4. Die Blindheit der bekannten Wirtschaftstheorien gegenüber dem Eigentum als dem Humus des Geldes

Die entscheidende Schwäche der bisherigen Wirtschaftstheorien resultiert aus einer Vorgehensweise, die sie für ihre größte Stärke halten. Wie für den Lauf der Planeten wollen sie überall und ewig geltende Gesetze auch für den wirtschaftenden Menschen – den *homo oeconomicus* – aufstellen. Es ist dieser *Universalismus*, der die theoretische Blindheit der Ökonomen mit ihrem Nichternstnehmen des ganz und gar nicht ewigen Eigentums erzeugt hat. Nur in relativ kurzen Abschnitten der Menschheitsgeschichte hat es Eigentum und damit auch seine Abkömmlinge Zins und Geld gegeben. Die Geschichte kennt eben nicht nur eine, sondern drei idealtypische Gesellschaftsformen, die für die Reproduktion des Menschen zur Verfügung stehen. Reproduktion heißt die für das Überleben notwendige Produktion, Verteilung und Konsumtion von Gütern. Die drei Gesellschaftsformen sind:

1. Die *Stammesgesellschaft*. Sie regelt Produktion, Verteilung und Konsumtion für ihre nicht freien Mitglieder gemeinschaftlich nach Tradition und *solidarpflichtiger Sitte*.
2. Die *Befehlsgesellschaft* des Feudalismus. Sie regelt Produktion, Verteilung und Konsumtion durch politische Zwangsmechanismen. Eine Herrschaftsschicht erzwingt von unfreien Untertanen *Abgaben* und rechtfertigt das mit der Versorgung der Untertanen aus – bei der Herrschaft gelagerten – Vorräten in Notzeiten. Der Staatssozialismus mit seinen verbindlichen *Plänen* liefert eine moderne Variante dieser fürsorglichen Gesellschaftsform.
3. Die *Eigentumsgesellschaft* als System von Individuen und nicht von Kollektiven. Diese Freien regeln Produktion, Verteilung und Konsumtion nicht nach den traditionellen Regelwerken von Sitte und Befehl, sondern steuert diese Prozesse durch *Zins* und *Geld*. In ihr wird dem Besitztitel der Eigentumstitel hinzugefügt. Jeder Eigentumstitel hat also eine Besitzseite, aber

nicht jeder Besitztitel hat eine Eigentumsseite. In Stamm und Feudalismus fehlt sie. Die Differenz zwischen Stamm und Feudalismus einerseits sowie Eigentumsgesellschaft andererseits ist also grundsätzlicher und nicht etwa gradueller Natur.

Die Möglichkeiten von Besitzseite und Eigentumsseite verstehen diejenigen besonders leicht, die eigene Häuser haben. Wenn Sie über ein Hauseigentum verfügen, dann können Sie das gleichzeitig auf zweierlei Weise verwenden. Sie können zum einen selber darin wohnen oder es vermieten. Sie können aber zum anderen mit dem Eigentumstitel am Haus noch etwas zusätzliches machen. Sie können diesen Titel bei einer Bank verpfänden, um Kredit zu erhalten. Neben dieser Geldbeschaffung mit dem Hauseigentum fahren Sie – oder Ihre Mieter – fort mit der Nutzung des Hausbesitzes, mit dem Wohnen also. Und wenn eine Kuh im Stall hinter dem Haus steht, dann melken sie die auch weiter. Deshalb geht beim Geldverleihen keine Kuh aus der Bank, auf deren Milch ein Gläubiger zu verzichten hätte.

Statt eines Hauses, können wir auch einen Acker betrachten. In allen drei Gesellschaftstypen – Stamm und Feudalismus ohne sowie die Eigentumsgesellschaft mit Eigentum – kann der Besitz einer Feld*mark* zum Pflügen, Einsäen und Ernten genutzt werden, also einen greifbaren Ertrag hervorbringen. Im eigentlichen Sinne *gewirtschaftet* wird bei dieser Nutzung der Ackerkrume jedoch nicht. Mit ihr wird lediglich durch Ausübung des Verfügungsrechts am Besitz produziert. Zu einer wirtschaftlichen Verwendung des Ackers kann es erst kommen, wenn es an ihm zusätzlich zum Besitz auch noch einen Eigentumstitel gibt. Man könnte sagen, daß dann mit dem Acker produziert, mit dem Zaun darum jedoch *gewirtschaftet* wird, wobei der Zaun selbstredend für den Eigentumstitel, nicht jedoch für Draht und Pfosten steht, die es auch in reinen Besitzgesellschaften geben kann. Während der Bauer der Eigentumsgesellschaft seine Feld*mark* – durch eigenen Gebrauch oder durch Verpachten – nutzt, kann er mit dem Eigentumstitel an ihr gleichzeitig und eben zusätzlich wirtschaften – und das heißt, sie für die Beschaffung von Geld – z. B. von *Mark* – verwenden.

Wie ist nun den Ökonomen die wirtschaftsgebärende Potenz des Eigentums entgangen? Die klassische Ökonomie *à la* Adam Smith oder Karl Marx – also etwa das Jahrhundert zwischen 1770 und 1870 – ist gar keine Wirtschafts-, sondern eine Herrschafts-

oder Machttheorie: Die einen haben die Güter, während die anderen davon ausgeschlossen sind und deshalb eine Klasse bilden, welche sich von der Klasse der Eigentümer ausbeuten lassen muß. Während die Klassik zwar dauernd von Privateigentümern redet, meint sie bloße Güterbesitzer. Deren Geld soll irgendwie aus dem Tausch kommen und dann auch eine durchaus wichtige Rolle spielen, aber wie diese genau beschaffen ist, weiß niemand so recht zu sagen. Statt dessen konzentriert man sich auf sogenannte objektive Werte, die man in Arbeitswerten dingfest macht. Die Klassiker wissen also nicht, daß die Eigentümer keineswegs durch Macht dann gleich auch noch auf dem Geld sitzen. Die Reichen haben das Geld nicht, sondern schaffen es für Schuldner durch Belastung ihrer Eigentumstitel, die sie dabei verlieren können.

Seit den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts beherrscht die neoklassische Theorie unser Denken über die Wirtschaft. Was ihr am Eigentum wesentlich erscheint, ist diesem allerdings gerade nicht zugehörig, sondern findet sich am Besitz. Sie definiert nämlich die Rechte über die physische Nutzung von Gütern als Eigentum. Dieses aber sind die typischen Besitzrechte. Sie existieren in der Tat auch dort – also im Stamm und Feudalismus –, wo die Fachforschung eine Geldentstehung zur Erleichterung eines Tausches ja gerade nicht finden kann. Besitzrechte sind durchaus solche des Menschen schlechthin und gelten schon für den Faustkeil des Neandertalers. In der modernen Richtung der *property rights*-Schule wird am schönsten deutlich, daß die Neoklassik das Eigentum nicht versteht. Als Eigentümer (*owner*) definiert sie Einzelne oder Gruppen, denen die wichtigsten Untergruppe (*subset*) an Rechten zukommt, konstatiert dann jedoch betrübt: «Es ist nicht einfach, allgemeine Aussagen zu dieser ‘wichtigsten Untergruppe’ zu machen.»⁴ Das Recht, Eigentum für die Emission von Geld oder – *qua* Verpfändung – für das Erlangen von Kredit zu belasten, kommt der Neoklassik nicht in den Sinn. Und doch ist es das entscheidende Recht am Eigentumstitel. Die Banklehrlinge wissen Bescheid, wer aber informiert die Professoren für Nationalökonomie?

Klassik und Neoklassik beschäftigen sich nur mit der Besitzwelt der Güter – mit Produzieren und Verteilen vor allem – und

⁴ H. Demsetz, «Property Rights», in: *The New Palgrave Dictionary of Economics and the Law*, Bd. 3, London & Basingstoke: Macmillan, 1998, S. 146.

stoßen deshalb zum eigentlichen Wirtschaften niemals vor. Auch von daher erklärt sich die Sorglosigkeit über das Nichtverstehen von Geld und Zins, also über die Größen, mit denen gewirtschaftet wird. Diese werden als bloßer Schleier über dem wirklich Wichtigen abgetan.⁵ Man muß aber auch gerecht sein und erwähnen, daß einige der scharfsinnigsten Mitglieder der Zunft – etwa Frank Hahn – unumwunden einräumen, daß ihnen das Geld dunkel geblieben ist: «Die schwerste Herausforderung für den Theoretiker besteht darin, daß die Existenz von Geld in dem am besten entwickelten Modell der Wirtschaft nicht unterzubringen ist.»⁶

Und es war immerhin die ökonomische Jahrhundertfigur, John Maynard Keynes, die das Nichtverstehen des Zinses freimütig zugab. Schon 1934 sagte er: «Ich bin überzeugt, daß es im ... orthodoxen Denken ... einen fatalen Fehler gibt; dieser Fehler ist vor allem auf das Scheitern der klassischen Schule [das heißt Klassik und Neoklassik] zurückzuführen, eine befriedigende Theorie des Zinses zu entwickeln.»⁷

Zwar nicht von den Ökonomen, aber doch immerhin von den Wirtschaftshistorikern ist gelegentlich gesehen worden, daß es das Eigentum ist, von dem Zins und Kredit abstammen. Kein geringerer als Chester G. Starr etwa klagt über das Neuartige des Wirtschaftens in der eigentumsbestimmten griechischen *polis*: «Die Art und Weise, in der Kredite eine so mächtige Maschine wurden, bleibt ein Geheimnis.»⁸ Auch Sally Humphreys hat gesehen, daß auf das Eigentum der *polis* «Kauf und Verkauf, Darlehen und Kredit»⁹ unmittelbar folgen. Nur der Zusammenhang zwischen dem einen und dem anderen ist ihr ebenso rätselhaft

⁵ Vgl. ausführlich G. Heinsohn und O. Steiger, *Der Tauschschleier oder: Die Lösung der geldtheoretischen Aufgabe, das Modell einer Wirtschaft zu entwickeln, in der die Umstände, die zur Verwendung von Geld führen, wesentlicher Natur sind* (Frank Horace Hahn), als Nr. 14 der Forschungsgruppe «Postkeynesianische Ökonomie», Hg., *Diskussionsbeiträge zur gesamtwirtschaftlichen Theorie und Politik*, Bremen 1985.

⁶ F.H. Hahn, *Money and Inflation*, Oxford: Basil Blackwell, 1982, S. 1.

⁷ J. M. Keynes, «Poverty in Plenty: Is the Economic System Self-Adjusting?» (1934), in: *The Collected Writings of John Maynard Keynes. Volume XIII: The General Theory and After. Part I: Preparation*, London: Macmillan, 1973, S. 489.

⁸ C.G. Starr, *The Economic and Social Growth of Early Greece: 800–500 B.C.*, New York: Oxford University Press, 1977, S. 183.

⁹ S.C. Humphreys, *Anthropology and the Greeks*, London et al.: Routledge & Kegan Paul, 1978, S. 73.

geblieben wie Chester Starr. Eine Wirtschaftstheorie, die diesen Namen verdient, muß diesen Zusammenhang offenlegen können.

5. Die erneute und wiederum vergebliche Frage nach dem Verlust des Gläubigers, für den der Geldborger Zins zahlen muß

Festhalten wollen wir den Zusammenhang zwischen Eigentum hier sowie Zins und Geld dort. An der irrigen Zinsklärung, die ich soeben mit der verliehenen Kuh und dem dabei anfallenden Milchverlust deutlich zu machen versuchte, ist immerhin eines zu würdigen: Jede Zinstheorie unterliegt ganz zweifelsfrei der Pflicht, den Verlust benennen zu können, den der Zins ausgleicht. Es ehrt die Neoklassik, daß auch sie sich dieser Pflicht unterwirft. Wenn ein Schuldner zu Zins verdonnert wird, muß beim Gläubiger irgendein Verlust entstanden sein. Eben deshalb lautet die bereits erwähnte Kernfrage, deren richtige Beantwortung dasselbe ist wie richtige Wirtschaftstheorie: Was ist der Verlust des Gläubigers, für den sein Schuldner Zins zu zahlen hat?

Kehren wir zur Kuh zurück. Wenn wir uns diejenigen anschauen, die zum ersten Mal Geld schaffen, um es einem Schuldner zu übertragen, stellen wir zu unserer Überraschung fest, daß die Geldemiteure ihre Kuh behalten. Sie melken also die Kuh weiter und erleiden keinerlei Konsumverzicht beim Schaffen von zu verleihendem Geld. Der neoklassische Anlaß für den Zins tritt überhaupt nicht ein. Es kann also nicht der zeitweilige Verlust eines Gutes sein, für den Zins verlangt wird. Wir wissen überdies, daß dort, wo Rindvieh verliehen wird, gar kein Zins bezahlt werden muß. Viehzüchtende Stammesgesellschaften kennen zwar das Verleihen, aber keinen Zins. Wenn Viehzüchter A sein Vieh verloren hat, geht er zu B und sagt: «Gib mir, ich bin in Not.» B gibt ihm, da er damit seine stammesgenossenschaftliche Solidarpflicht – wie wir das akademisch nennen – erfüllt. Er verlangt die Tiere zwar zurück, aber weiß von Zins nichts. Vielmehr denkt er daran, daß er bei eigener Notlage ja ebenfalls zu den Stammesgenossen gehen kann. Wir wissen aus der völkerkundlichen Forschung, daß der unfähige Stammesgenosse A, dem dauernd die Herden über die Klippen

springen, von den anderen immer wieder etwas bekommt. Im Extrem geht so ein Stamm gemeinsam unter. Es geht aber nicht an, daß keinem mehr geborgt oder von dem armen Burschen plötzlich Zins verlangt wird.

Keynes – sechs Jahre vorher übrigens schon Ihr österreichischer Landsmann Schumpeter¹⁰ – hat nun im Jahre 1932 gesehen, daß dort, wo Geld und Zins am Werke sind, keine Kühe hin- und herlaufen, sondern Geld. Nicht auf Milch wird verzichtet, sondern auf Geld. Vom Gläubiger kommt Geld und beim Schuldner kommt auch Geld an und nicht irgendein Gut.

Obwohl auch Keynes gegenüber dem Eigentum blind blieb und deshalb eine neue Wirtschaftstheorie, die diesen Namen verdient, schuldig bleiben mußte, hat er doch mit der Ahnung des Genies eine für das Wirtschaften in der Tat entscheidende Größe ins Zentrum seiner Forschung gerückt. Er hat wegen der offensichtlichen Nichtweitergabe der Kuh von neuem die Frage stellen müssen: Was ist der Verlust, für den der Gläubiger mit gutem Recht Zins verlangen kann? Der Verlust bestand für Keynes darin, daß jemand, der einen Haufen Geld besitzt, ihn dann aber 12 Monate nicht hat, weil sein Schuldner ihn so lange nutzt, die Sicherheit verliert, die das Geld abwirft, wenn es bei ihm bleibt. Das zinsbegründende Risiko des Gläubigers hat also nichts mit den Gefahren nach den 12 Monaten zu tun, daß ihm etwa das Geld nicht zurückgezahlt werden kann. Für dieses Risiko muß der Schuldner Sicherheiten stellen und eben dafür Eigentümer sein. Der Zins ist mithin für etwas anderes da als für das Rückzahlungsrisiko. Wenn ich also – so Keynes – meinen Geldhaufen all die 12 Monate bei mir behalte, dann gibt mir das den Komfort, daß ich jederzeit auf ihn zurückgreifen kann, wenn ich ihn brauche. Wenn er aber 12 Monate bei einem anderen ist, dann kann ich so lange eben nicht auf ihn zurückgreifen und verliere deshalb diesen Komfort, diesen Ertrag an Sicherheit. Keynes nannte ihn *Liquiditätsprämie* des Geldes. Die Prämie – also das Einkommen an Sicherheit bei Halten meines Geldes – ist eine *immaterielle* Größe. Aber sie ist kein Nichts, sondern für Keynes

¹⁰ Siehe Joseph Schumpeter, *Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung: Eine Untersuchung über Unternehmergeinn, Kapital, Kredit, Zins und den Konjunkturzyklus* (1911), München: Duncker & Humblot, 1926², Kapitel 2 und 3, S. 108 f. / 146 f.

die Kernkategorie des Wirtschaftens. Es ist also ein Verlust an etwas Immateriellem – an Sicherheit –, der durch Zins ausgeglichen werden muß. Damit hat sich auch Keynes der Pflicht des Wirtschaftstheoretikers unterworfen, den Verlust benennen zu können, für den Zins gezahlt werden muß.

Obwohl Keynes Zinstheorie nicht zuzustimmen ist, können wir mit der gebotenen Hochachtung vor diesem Ausnahmegelehrten in Erinnerung halten, daß Wirtschaften etwas von einem *perpetuum mobile* hat. Immaterielles wird aufgegeben und dafür Materielles – Zinsansprüche – eingehandelt.

Keynes ist an einem anderen Problem gescheitert. Er hat nämlich das – immaterielle Sicherheit abwerfende – Geld einfach vorausgesetzt und nicht hergeleitet. So aber geht es nicht. Wir haben ja gesehen, daß dort, wo alles noch mit Schweinen und Eseln abgewickelt wird, eine Geldkiste weder vorhanden ist, noch ihre Entstehung beobachtet werden kann. Diese Kiste gibt es auch in der Befehlsgesellschaft beziehungsweise dem Feudalismus (von *foedum* = Abgabe) nicht. Diese soziale Formation besteht aus einer Herrengruppe, die Produktionspläne macht. Das kann eine Aristokratie, aber auch die Vorhut einer Arbeiterklasse oder das Politbüro einer kommunistischen Partei sein. Das ist ganz egal. Unten stehen dann die unfreien Werktätigen, wie man sie im Kommunismus nannte, oder die leibeigenen Bauern, wie sie im Mittelalter hießen. Wenn in der Abgabengesellschaft eine Notlage eintrat, teilte der Herr seinen Leibeigenen nicht etwa Geld zu, sondern er gab ihnen Rationen aus seinen Vorrathshäusern. Sie wissen schon, daß dieselben Leibeigenen die Vorrathshäuser zuvor füllen mußten. Mit den Rationen wird ihnen also nichts geborgt und auch kein Zins abverlangt. Das Problem der Gewinnung von Sicherheit wird hier hierarchisch dadurch gelöst, daß in einem Gewaltverhältnis Güter – aber eben keine Gelder – abgegeben und ausgeteilt werden. Wenn die adligen Herren ihre Sicherheit noch weiter erhöhen wollten, begannen sie Streit mit benachbarten Adeligen, schlugen diese tot und verwendeten ihre Bauern für das Produzieren zusätzlicher Abgaben. Im Realsozialismus Moskauer Prägung unterschied man sich vom feudalen Mittelalter dadurch, daß parallel zu den Gütern unspezifizierte Gutscheine für ihre Verteilung hergestellt wurden. Diese Scheine nannte man Geld, aber jeder wußte, daß es ganz etwas anderes war als das Geld im «Westen.» Wir wollen es uns also nicht leicht machen und beim

Theoretisieren einfach schon mal mit einer Kiste voll Geld anfangen. Wir wollen ja verstehen, wie es zum Gelde kommt. Was passiert zwischen hier, wo es Geld noch nicht gibt, und dort, wo es dann da ist?

6. Eigentumsprämie, Zins und Geld

Wenn es weder im Stamm noch im Feudalismus die Schatzkiste gibt, mit deren intelligenter Benutzung man dann gleich zu Zins und Geld übergehen kann, dann muß das Geld woanders herkommen. Wir prüfen also jetzt die – empirisch als Korrelation ja schon gut gesicherte – Verbindung zwischen Eigentum und Geld.

6.1 Entstehung von Eigentum

Nun wollen Sie vielleicht vorher schnell noch wissen, wie das Eigentum in die Welt gekommen ist. Die Frage ist ganz und gar berechtigt und auch deshalb spannend, weil wir heutzutage lernen, daß niemand sie beantworten könne.¹¹ Hier soll lediglich eine anekdotische Antwort auf die Frage folgen, wie im Abendland das Eigentum entstand. Sie alle kennen unsere okzidentale Gründungssage. Romulus und Remus (auch Romus geschrieben) schlugen ihren adeligen Stiefvater Aemulius tot. Solche Revolten gegen Grundherren gab es in der Geschichte selbstredend oft. Normalerweise wird dann der totschlagende Bauernführer neuer Herr. Hier aber sagte der kleine (Rom-ulus) – leibeigene – Römer, der zum niedrigsten Volk, dem Lumpenpack der Iuperci, gehörte: «Ich unterteile das Land – den Gutshof des Aemulius also – in gleich große Stücke und werde nicht selber Herr, sondern verteile sie an die Mitstreiter». Er machte das gerecht (die legendäre Roma quadrata), also ohne Rücksicht darauf, wo die Sonne steht, ob da ein Bach läuft, ein Hügel quer liegt usw. Dann wurden die Parzellen verlost. Jeder bekam ein gleich großes Stück. Das war

¹¹ Vgl. G. Heinsohn, «Muß die abendländische Zivilisation auf immer unerklärbar bleiben? Patriarchat und Geldwirtschaft», in: W. Schelkle, M. Nitsch, Hg., *Rätsel Geld. Annäherungen aus ökonomischer, soziologischer und historischer Sicht*, Marburg: Metropolis, 1995, S. 209–270.

eine verrückte Idee. Die Menschheit, so glaubten die Rebellen, hatte so etwas noch nie gesehen. Remus, der große – ein Stück weit also auch für die Herren stehende – Bruder, meinte das auch und sagte in etwa zu Romulus: «Das ist doch eine abwegige Idee.» Daraufhin sprang er spottend über die Abgrenzungen zwischen den Parzellen. Das erzürnte unseren revolutionären Romulus. Er erstach seinen Bruder und unsere Zivilisation war geboren. Es ging mit dem Eigentum los.

Die antiken Mythen über einen Theseus (Athen) oder einen Romulus (Rom) lassen kaum Zweifel daran, daß es – genau so wie später am Ende des Mittelalters (Lollarden 1381 in England) – antifeudale Revolutionen gewesen sind, die zum Eigentum geführt haben und daß die Aufteilung feudaler Güter durch Revolutionäre das Grundeigentum in die Welt brachte. Aber die, die mit dem Eigentum angefangen haben, sahen nicht voraus, daß sie sich damit die Basis für Zins und Geld eingebrockt hatten. Erst einmal freuten sie sich, keine Herren mehr bedienen zu müssen und auch den Familien-Banden der Stammeskollektive entronnen zu sein, aus denen etliche zu Romulus' Leuten gestoßen waren. Damit waren aber auch die Vorrätshäuser auf der adeligen Burg weggefallen, aus denen bei Notzeiten Rationen empfangen wurden. Ebenfalls verschwunden waren die stammesgesetzlichen Solidarpflichten, die für neues Rindvieh sorgten, wenn das eigene sich verflüchtigt hatte. Die Lage war ernst und für ihre Lösung wurde nicht weniger als das Wirtschaften erfunden.

6.2 Zins und Geld

Eigentümer B kommt in irgendeine schwierige Lage. Da er aber noch Eigentum hat, ist B. nicht gleich wirklich arm. Armut bedeutet, daß man sich nicht verschulden kann, also kein Eigentum hat, das man als Pfand stellen kann. Armut in einer Gesellschaft bedeutet entsprechend, daß die Verschuldungsfähigkeit der Bürger abwesend, verringert oder sonstwie behindert ist.

Doch zurück zu unserem Beispiel. B ist also ein Eigentümer, geht zu A und sagt zu ihm: «Gib mir!» A versteht ihn gut, denkt aber: «Auch ich bin Eigentümer, auch ich habe keinen Stammesgenossen mehr, der mir gibt. Auch für mich gibt es kein adeliges

Vorratshaus mehr, aus dem ich in der Not Rationen bekomme.» A hat aber ein gutes Eigentum, das er sogar an der Sonnenseite des Landes zugelost bekommen hat. Und die Ernte aus der physischen Besitzseite dieses Eigentums ist ebenfalls gut gewesen. Nachdem er sich das alles durch den Kopf hat gehen lassen, antwortet er: «Paß auf B, ich könnte Dir jetzt einen Scheffel Gerste leihen, aber das bringt mir nichts und Dir nur wenig, da ich den später zurückerstatteten Scheffel Gerste dann vielleicht gar nicht benötige, aber Aufbewahrungsaufwand habe, um das Verfaulen des Getreides zu verhindern. Ich gebe Dir daher keine Gerste, sondern 100 A-Mark. Von meinem Eigentum an Feldmark, auf dem meine Gerste munter weiter wächst, halte ich dafür 100 Anteile zur Verfügung. Für die 100 A-Mark, die ich Dir gebe, mache ich zwei Dokumente aus Ton (oder Eisen etc.). Auf dem ersten – dem Kreditdokument – steht, daß Du – mein lieber B – mir in 12 Monaten hundert A-Mark plus 10% Zins – also weitere 10 A-Mark – schuldest. Mein Zinsverlangen kann Dich nicht erfreuen, aber Du wirst es gleich verstehen. Auf dem zweiten Dokument – dem eigentlichen Geld –, das ich Dir in hundert Einzelteilen geben, steht lediglich jeweils 1 A-Mark, insgesamt also 100 A-Mark – einlösbar beim Eigentümer A, bei mir also.»

B sieht erst einmal nur die wertlosen Tonstückchen und fragt verwundert «Was soll ich damit?» Darauf A: «Wenn Du die Dir geliehenen 100 A-Mark nimmst, dann kannst Du zu C laufen, ihm davon 10 geben und von ihm gerade soviel Gerste kaufen, wie Du benötigst.» «Warum sollte er mir aber Gerste dafür geben?» – wunderte sich B. «Das ist doch ganz klar», ermuntert ihn A, «weil C weiß, daß meine 100 A mit einem erstklassigen Eigentum gesichert sind, dem besten in der ganzen Polis. Und er kann nun selber etwas kaufen und muß die Gerste nicht vor dem Verfaulen schützen.»

Wir haben hier den ersten Kreditkontrakt und die Vorbereitung für den ersten Kaufkontrakt oder Markt der Menschheitsgeschichte. Sie sehen gleich, der Markt kommt **nach** dem Geld und nicht umgekehrt erst der Schweine-Esel-Markt, der dann mit Geld erleichtert wird. Wir sehen überdies, daß der Geldschaffer A seine Feldmark weiter bestellt und seine Kuh weiter melkt. Seine Besitzrechte bleiben bei der Schaffung und zugleich Verleihung von A-Geld unberührt. Aber den Eigentumstitel am Acker, den er zusätzlich zum Besitztitel hat, setzt er als Deckungsmittel für seine 100 A-Mark ein. Er *belastet* also sein Eigen-

tum, verliert für 12 Monate die Handlungsfreiheit darüber. 12 Monate laufen seine 100 A-Mark herum. Zu jedem, der glaubt, daß sie nur wertlose Tonstücke seien, sagt B: «Nein, nein, da steht das Eigentum vom A dahinter, die herrliche Feldmark.» Den A kennen die anderen und deshalb wird die A-Mark auch für sie interessant. Denn mit ihrer Gerste können sie nichts kaufen und die Ratten fordern dauernd ihren Teil. Aber A-Mark können sie dafür bekommen. Sollte es aber hart auf hart kommen, kann der Gerstenverkäufer C zu A laufen und sagen: «A, jetzt gib mir 100 Anteile Deines Grundeigentums.» Das möchte A auf jeden Fall verhindern, denn dann sind auch die Besitzrechte am Acker weg, den nun der C pflügen würde. Solange nur die Eigentumsseite von A's Vermögen belastet ist, nutzt er ja seine Besitzseite weiter, erntet vom Acker und nimmt die Milch von seiner Kuh. Er verleiht beim Schaffen von Geld also niemals ein Gut, einen Besitz, den er selber dann nicht mehr nutzen könnte. Er verleiht Ansprüche gegen seinen Eigentumstitel, den er zusätzlich zum Besitztitel hat.

Was ist nun also der Verlust, den A beim Geldschaffen erleidet und für den er B einen Zins auferlegt? Er besteht darin, daß sein Eigentum nicht mehr frei, sondern für 12 Monate belastet ist. Er kann sein Eigentum 12 Monate nicht verkaufen und kann es in den 12 Monaten auch nicht ein zweites Mal für die Schaffung von A-Mark als Deckung einsetzen. Der Verlust für A besteht mithin darin, daß er beim Schaffen von Geld unausweichlich Eigentum belastet, es zeitweilig unfrei macht. Sie kennen wahrscheinlich alle den Unterschied zwischen einem belasteten und einem unbelasteten Eigentum. Wenn Sie eine Erbschaft antreten und ein Haus überschrieben bekommen, möchten Sie brennend gerne wissen, ob eine Hypothek darauf lastet oder nicht. Wenn nämlich eine Hypothek darauf liegt, fällt ein Eigentum an sie, daß womöglich eher zur Bürde wird als Freude auszulösen, so daß Sie sogar daran denken, das Erbe auszuschlagen.

Die Zinserklärung aus der Eigentumsbelastung sieht nun ganz anders aus als bei Keynes, für den das Geld auf mysteriöse Weise immer schon da ist und der Verleiher auf 12 Monate den Verlust der an solchem Geld klebenden Sicherheit erleidet. Während bei Keynes der Zins die Liquiditätsprämie auf Geld ausgleicht, an das der Verleiher 12 Monate nicht heran kommt, verliert unser Polisbürger A die *Eigentumsprämie*, die unbelastetes Eigentum abwirft. Solange ich Eigentum belastet habe, hat es seine Prämie

verloren. Und für diesen Verlust des Unbelastetseins von Eigentum, für diesen Verlust der Freiheit des Eigentums, wenn es als Sicherung für dagegen emittiertes Geld blockiert werden, in Reserve gehalten werden muß, wird der *Zins* gefordert. Der Zins ist also nicht der Preis für den Komfort des Geldes, sondern der Preis dafür, daß jemand seine Eigentumsprämie aufgibt. Ihre Professoren sagen Ihnen immer, der Zins sei der Preis fürs Geld. Die können sie nun – aber bitte geduldig – darüber informieren, daß der Preis des Geldes sein Kurs ist, also sein Preis ausgedrückt in anderen Geldern: So viele A-Mark sind so viele E-Mark oder so viele Schilling kosten so viele D-Mark. Auch das Geld hat also nur einen Preis und nicht wundersamer Weise zwei – hier den Zins der Ökonome und obendrein auch noch den Kurs in der Wechselstube.

Ein *immaterieller* Verlust an Eigentumsprämie, aber eben doch ein Verlust sorgt für das Wirtschaften im Unterschied zur bloßen Produktion. Der Ausgleich für dieses Immaterielle erzwingt den Verdienst des Zinses und erzeugt den *perpetuum mobile*-Charakter der Eigentumswirtschaften.

Wenn jetzt unser B nach 12 Monaten zu A zurückkommt und ihm die 100 A zurückgibt – jetzt lasse ich die nicht mehr aus Ton, sondern aus Papier gemacht sein – dann kann A diese Papierdokumente verbrennen und verliert nur den Wert des Papiers. Das Geld – als gegen sein Eigentum gerichtete Forderung – ist wieder daheim, kann ihm nicht mehr präsentiert werden, ist also vernichtet. Sein Eigentum ist wieder frei, hat von neuem Eigentumsprämie, die von neuem gegen Zins aufgegeben, also für die Schaffung von Geld eingesetzt werden kann. Mit der Rückkehr des Geldes vernichtet er auch das andere Dokument – den Kreditvertrag mit B's Tilgungs-, Zinsungs- und Verpfändungspflichten.

Wenn A die Formulare für seine Mark nicht aus Ton oder Papier, sondern aus Silber oder Gold gemacht hat, dann wird er sie nicht verbrennen, da solche Formulare einen beträchtlichen Warenwert haben. Das Formular, das als 100 A-Mark herumläuft, muß aber nicht aus Gold oder aus Silber sein, denn das, was diese Formulare wertvoll macht, sind die für sie in Reserve gehaltenen Eigentumstitel des A. Das umlaufende Geld vertritt A's Eigentum. Es ist ein Anspruch gegen A's Eigentum und darf deshalb in sich wertlos sein. Fälschungsgefahren führen vom Ton

zum Metall. Geld ist also ein anonymisierter Anspruch auf das Eigentum dessen, der Geld emittiert. Zins ist die Entgeltung des Schuldners dafür, daß dieser Geldemittent auf Zeit sein Eigentum belastet und dabei Eigentumsprämie verliert.

Zurück zu den von B getilgten A-Mark. Sind sie aus Papier, kann A sie verbrennen. Und das wird auch getan, wenn die Formulare ein paar Mal benutzt worden sind. Wenn sie nicht gleich verbrannt werden, dann sind sie als ihm zurückgezahlte trotzdem nur noch Formulare aber kein Geld. Das sind sie ja nur, solange sie noch draußen sind und ihm präsentiert werden können. Und doch steckt A die Formulare in einen Tresor und bewacht ihn höchst sorgfältig. Wenn nämlich jemand diese Formulare stiehlt und in Umlauf bringt, dann können seine Annehmer zu A laufen und sagen: «Wir haben hier Dein wunderbares Geld, nun gib uns Eigentumstitel dafür!» Das ruiniert A, denn für diese gestohlenen A-Mark hat keiner Zins, Tilgung und Verpfändung unterschrieben. Bei A gestohlene Formulare wirken also wie von A verschenktes Eigentum.

Im Tresor bzw. in der Kiste des Geldschaffers liegt also kein Geld, sondern ein aktivierbares Formular, das dann Geld wird, wenn ein Schuldner einen Kreditvertrag unterschrieben, d.h. Zins, Tilgung und Pfand aus seinem Eigentum zugesagt hat. Die eigentliche Geldkiste besteht mithin im Vorhandensein belastet und verpfändbaren Eigentums. Wenn Sie exkommunistischen Staaten einen großen Gefallen tun wollen, dann geben Sie ihnen kein Geld. Die denken ja in der Tat, daß wir wunderbarerweise riesige Kisten davon haben und ruhig mal etwas abgeben können. Zeigen Sie ihnen, wie sie durch die Schaffung freien und belastbaren Eigentums selbst gutes Geld hervorbringen können. Die Schaffung von Eigentum wiederum erfordert nur ganz geringen Aufwand. Dokumente über die Eigentumstitel müssen ausgestellt, Kataster u.ä. angelegt werden. Man muß also schreiben und Urkundenstempel herstellen können. Man muß Polizei und Gerichte schaffen, die in die Eigentumstitel – ohne Ansehen der Macht ihrer Halter – vollstrecken können. All diesen Erfordernissen können die Transformationsländer ohne großartige Verausgabe von Gehirnschmalz gerecht werden. Keine Hilfe zur Selbsthilfe kann segensreicher wirken als die Information über die Mechanismen der Geldschaffung.

6.3 Wert und Markt

In dem Moment, in dem unser A seine 100 A-Mark emittiert hat, tritt der *Wert* in die Menschheitsgeschichte ein. Vorher gab es keinen ökonomischen Wert. Sowie 100 A-Mark emittiert und mit 100 m² A-Land besichert sind, ist alles Eigentum automatisch in A-Mark bewertet. Das heißt, jeder sieht jetzt die 100 A im Umlauf und kann sich auf sie beziehen. Die 100 m² von B, der sein Grundstück auf der Schattenseite der Polis zugelost bekommen hat, sind vielleicht nur 90 A wert, weil ihre Zinsenbedienungs-fähigkeit geringer ist. B muß deshalb als Sicherheit für die ihm geliehenen 100 A-Mark nicht nur einen Eigentumstitel über 100 m² verpfänden, sondern einen über ca. 111 m². Das Grundeigentum von C, das noch mehr Sonne und Wasser hat als das Land von Bankier A, ist pro m² vielleicht sogar 150 A-Mark wert, weil seine Zinsenbedienungs-fähigkeit noch höher ist. Und 1 m² in der Bahnhofstraße von Zürich kosten vielleicht 10000 A-Mark etc.

Wir hatten schon kurz gehört, daß erst in dem Moment, in dem die 100 A-Mark emittiert sind, auch das Kaufen in die Menschheitsgeschichte kommt. Vorher ist niemals gekauft worden. Mit diesem Kaufakt beginnt der *Markt*. Vorher gab es keinen Markt. Sie aber haben gelernt: Am Anfang steht der Markt und deshalb nennen wir unsere Gesellschaft Marktwirtschaft, aber das *primum movens* unserer Wirtschaft ist nicht der Markt, sondern das Eigentum, gegen das ich Geld schöpfen kann, das ich aber auch mit krisenhaften Folgen zurückhalten, d.h. unbelastet lassen kann. Am Anfang steht der Gläubiger-Schuldner-Kontrakt zwischen zwei Eigentümern. Die daran unvermeidlich klebende Not der Zinsenbedienung sorgt dann für die unvergleichliche – gepriesene oder verfluchte – Dynamik der Eigentumsgesellschaften. Es ist für die Dynamik also ganz gleichgültig, ob man gierig oder nicht gierig ist. Das spielt überhaupt keine Rolle. In allen Gesellschaftsformen sind die Menschen gierig. Das mußte selbst ein so ungewöhnlicher Völkerkundler wie Marcel Mauss einräumen. Er suchte nach dem «edlen Wilden» außerhalb des bösen Kapitalismus. Darin war er ein Träumer. Er war aber auch ein Wissenschaftler und hielt deshalb mit dem dann in der Stammesgesellschaft tatsächlich gefundenen Menschenbild nicht

hinter dem Berg: «Der Erste, Schönste, Erfolgreichste, Stärkste und Reichste sein – danach strebt man.»¹²

Der alte Adam ist also immer und überall derselbe. Obwohl wir die Gier als allgemein menschlich unterstellen dürfen, könnte man sagen, daß die Bürger in einer Eigentumsgesellschaft auch ohne angeborene Gier gierig handeln müßten, um den Zins bedienen zu können. Die Jagd auf das Geld kommt also daher, daß jedes Stück Geld die vom Schuldner unterschriebene Forderung nach mehr Geld, nämlich nach dem Zins auf das Geld, in sich trägt. Ich danke Ihnen für die Aufmerksamkeit.

G u n n a r H e i n s o h n

Prof. Dr. phil. Dr. rer. pol.; Dipl. Soz.

Universität Bremen/Fachbereich 11

RAPHAEL - LEMKIN - INSTITUT für

Xenophobie- und Genozidforschung

Postfach 330 440

Tel: +49(0)421/218-3154 or -2142

D-28334 Bremen

Fax: +49(0)421/218-7069

G E R M A N Y

E-Mail: <gheins@uni-bremen.de>

¹² M. Mauss, «Die Gabe. Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften» (1923/24), in: idem, *Soziologie und Anthropologie*, Bd. II, München und Wien: C. Hanser, 1975, S. 134.

Stichwortverzeichnis

- Arbeitswerten 90
- Bauern
 - leibeigene 94
- Befehlsgesellschaft 88
- Besitz 90
 - titel 88, 97
- Blindheit der Ökonomen 88
- Dynamik 85
- Eigentum 85, 88, 95, 100
- Eigentümer 93
- Eigentum
 - sgesellschaft 88
 - sprämie 95, 98
 - stitel 88, 97
- Feldmark 89
- Feudalismus 88
- Geld 84, 88, 95, 96
- Gesellschaftsformen
 - idealtypische 88
- Güter 88
 - besitzer 90
- Gütertausch
 - reiner 87
- Heinsohn, Gunnar 84
- Herrschaftstheorie 89
- homo oeconomicus 88
- Humphreys, Sally 91
- Individuen 88
- Kaufkontrakt 97
- Keynes, John
- Maynard 91, 98
- Klassik 90
- Kollektiven 88
- Kommunismus 94
- Konsumtion 88
- Kredit 89
 - kontrakt 97
- Liquiditätsprämie 98
- Lollarden 96
- Machttheorie 90
- Markt 97, 101
- Markttausch
 - geldloser 87
- Marx, Karl 89
- Marxisten 85
- Menschheitsgeschichte 88
- Mittelalter 94
- Neoklassik 90
- Nobelpreise für Ökonomie 85
- Pfand 100
- polis 91
- Privateigentümer 90
- Produktion 88
- Produktivkräfte 85
- property rights-Schule 90
- Realsozialismus 94
- Remus 95
- Roma quadrata 95
- Romulus 95, 96
- Schuldner 93
- Schumpeter, Joseph 93
- Sicherheiten 93
- Smith, Adam 89
- Solidarpflichten 92, 96
- Staatssozialismus 88
- Stammesgesellschaft 88
- Starr, Chester G. 91
- Tausch 85
 - intertemporaler 86
- Theorie
 - neoklassische 90
- Theseus 96
- Tilgung 100
- Transaktionskosten 86
- Universalismus 88
- Verteilung 88
- Wert 101
- Wirtschaften 84
- Wirtschaft
 - sgeschichte 87
 - stheorie 87, 89
- Zins 84, 86, 87, 88, 95, 96, 99, 100

Hinweise des Herausgebers

Online

Der M.o.M. ist auch im Internet verfügbar. Alle relevanten Informationen und Hinweise finden sich unter www.mom.ch.

Spezialangebot für Abonnenten:

Als Test für Sie offerieren wir Ihnen als Jahresabonnent zusätzlich sechs Monate gratis die Berechtigung zum Download des jeweils aktuellen M.o.M.s sowie alle Nummern der zurückliegenden sechs Monate ab Vergabe des Passwortes. Bei Interesse wenden Sie sich bitte an Frau Birgit Mrowka (Tel. 0041-(0)71-274 35 02).

M.o.M.® auf Spanisch und Russisch

Falls Sie Bedarf an fremdsprachigen M.o.M.-Ausgaben haben, z.B. für Ihre ausländischen Tochtergesellschaften oder für Kunden, Kollegen und Bekannte im Ausland, wenden Sie sich bitte an Frau Angela Stupp (Tel. 0041-(0)71-274 35 06). Die Verfügbarkeit ist zur Zeit noch limitiert, wird aber ständig ausgebaut.

Seminartermine 2000

Die nächsten Seminare, bei denen Prof. Malik als Referent mitwirken wird, finden wie folgt statt. Detailinformationen zu allen Seminaren erhalten Sie telefonisch unter Telefon-Nr. 0041-(0)71-274 35 00:

Top Executive Seminar

Seminar-Nr. 010032	13.9.–15.9.2000	Vitznau
--------------------	-----------------	---------

Management von Innovationen

Seminar-Nr. 011081	27.9.–29.9.2000	Ermatingen
--------------------	-----------------	------------

Managerial Effectiveness Programm – ausgebucht!

Seminar-Nr. 010062	1. Teil	4.10.–6.10.2000	Ermatingen
	2. Teil	7.11.–9.11.2000	Ermatingen

Hinweise für den Gebrauch des M.o.M.®

Legen Sie die Ausgaben am besten chronologisch ab. Mit Hilfe des Stichwort- und Inhaltsverzeichnisses können Sie jeweils die Sie besonders interessierenden Passagen leicht finden.

Der rechte Rand ist absichtlich etwas breiter gehalten. Sie können ihn für Kommentare, Markierungen und Hinweise nutzen.

Fragen/Reaktionen zum M.o.M.®

Wir freuen uns über Fragen und Reaktionen zum M.o.M. Wenden Sie sich jederzeit an: MZSG Management Zentrum St. Gallen, Rittmeyerstrasse 13, CH-9014 St. Gallen, Tel. 0041-(0)71-274 34 00, Fax 0041-(0)71-274 34 99, e-mail: fredmund.malik@mzsg.ch.

Gesamtinhalts- und -stichwortverzeichnis

Ein Gesamtinhalts- und -stichwortverzeichnis erhalten Sie einmal pro Jahr, und zwar mit der Dezember-Ausgabe.

Impressum

8. Jahrgang, erscheint einmal monatlich zum Monatsbeginn. Hrsg.: Management Zentrum St. Gallen, Seminare & Conventions, Bahnhofstrasse 7, CH-9001 St. Gallen.

Autor: Prof. Dr. Fredmund Malik, Management Zentrum St. Gallen.

Bezugsmöglichkeiten: Information und Abonnements unter der Adresse des Herausgebers (Jahresabonnement sfr. 495.– inkl. 2,3% MwSt / Ausland: sfr. 510.–).

© Alle Rechte vorbehalten. Der M.o.M.-Letter ist urheberrechtlich geschützt. Nachdruck, auch nur auszugsweise, und sonstige Weiterverwendungen nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Herausgebers. Zitate mit voller Quellenangabe sind zulässig.

Haftungsausschluss: Der M.o.M.-Letter repräsentiert die persönliche Meinung des Autors. Daten und Fakten sind gewissenhaft recherchiert oder entstammen Quellen, die allgemein als zuverlässig gelten. Ein Obligo kann daraus nicht abgeleitet werden. Herausgeber und Autor lehnen jede Haftung ab.